

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 215.

Donnerstag, 14. September.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(35. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Beeler.

(Rauchdruck verboten.)

Er nickte. „Ja, ja, das ist mir auch lieber, wir wollen gehen.“ Fee legte ihren Arm in den seinen, was sie noch nie, selbst in ihren Kinderzeiten nicht, getan hatte, und ein Weilchen zogen beide schweigend nebeneinander her, während der Wagen und Fees Pferd in lustigem Trab dem Hof zueilten.

Sie hatten beide im Moment gar kein Bedürfnis, miteinander zu reden, sie empfanden nur wohlthuend, ganz instinktiv, ihre Zusammengehörigkeit und während jeder für sich darüber staunte und nicht begriff, warum das erst heute bei ihnen aufwache, schritten sie gedankenverloren vorwärts und hatten beide vergessen, was das Leben draußen ihnen getan und wie schwer die Sorgen sie drückten.

Fee entsann sich ihrer zuerst wieder. Sie war ja mit bestimmtem Zweck zu Eugen gekommen. Den Kopf hehend, sagte sie langsam: „Eugen, ich muß mit dir über Vaterchen sprechen. Vaterchen hat sich so merkwürdig verändert.“

Er war bei ihrer Anrede zusammengefahren, wie aus tiefem Traum erwachend. Gerade hatte er an Fees Eingeknickungstag gedacht und wie er damals solch Mitleid mit ihr empfunden und zum ersten Male brüderliche Liebe für das einsame Kinderherz gefühlt hatte. Ohne es ihr zu bemerken, leider: immer war er ein ungeheurer, scheuer Mensch gewesen, ohne Wollen und Können, nur einmal nicht, einmal, wo es das höchste Glück seines Lebens galt. Stübendheiß stieg es ihm gleich wieder zu Kopf. Ja so, neben ihm sprach Fee vom Vater. Er nickte mechanisch.

„Ja, ja, ich hörte es auch schon in der Stadt. Zu uns kommt er ja nie.“

„Du hörtest in der Stadt? Spricht man schon darüber?“ fragte sie bang.

Er nickte wieder. „Ja; das heißt, eigentlich hörte ich heute zum erstenmal davon. Ich hatte einen Geschäftsgang.“

Er stockte. Diese Geschäftsgänge waren es zumeist, die ihm die Sorgenlast auf die Schultern legten, die ihn unruhigvoll peinigten. Geld besorgen, immer Geld besorgen. Herrgott, wo sollte das hin? Und da hatte der freundliche Geschäftsmann, den er heute in solcher Angelegenheit besuchte, über seinen Vater gesprochen. Der alte Herr Riedel würde das Geld mit vollen Händen fort, da wüßte er nicht, ob der junge Herr Riedel auch sicher genug sei, um ihm neue Summen vorzustrecken. Ja, wenn die Frau Mutter mitunter schreiben wollte, dann könnte er haben, so viel er wollte, aber sonst —

Eugen schauderte in Widerwillen zusammen, wenn er daran zurückdachte. Es widerstrebt seiner scheuen, schlichten Natur, mit diesen Leuten zu unterhandeln, sie zu überreden und zu bitten. Schließlich hatte er einen Wechsel ausgestellt über das Doppelte dessen, was er erhielt! Seitdem sah ihm die Sorge noch drückender auf den Schultern als sonst. Er mußte mit der Mutter reden, oder besser noch mit Ludovika! Wenn Ludovika nur nicht seit einigen Wochen so furchtbar absprechend

und rücksichtslos gegen ihn wäre. So, als wenn er ihn überall im Wege stände, — noch schlimmer, als wenn er gar nicht existiere. Und dabei war sie so aufgeregt und so leidenschaftlich und so prägend schön!

Plötzlich schoß ihm die peinigende Unruhe, die ihn seit einiger Zeit peinigte, wieder brennend ins Blut. Er schritt schneller vorwärts; fast laufend zog er Fee mit sich fort und hörte kaum mehr auf das, was sie zu ihm sprach. Die Unruhe, die Unruhe trieb ihn überall in wilder Hast vorwärts. Heute hatte er erst zum Abend heimkehren wollen, eigentlich müssen, denn in der Stadt war noch viel mehr zu besorgen gewesen, allerlei, was Ludovika, die sich nicht wohl fühlte und deshalb zu Hause geblieben war, ihm aufzuerlegen hatte. Sie würde böse sein, daß er nichts von ihren Bestellungen mitbrachte, aber die Unruhe und die Sehnsucht nach ihr hatten ihn eben gepackt und darüber war alles vergessen worden. Und nun verströbte er hier die Zeit, während er schon bei ihr sein könnte!

„Wir wollen durch das Hinterpförtchen in den Garten gehen“, sagte er mitten in Fees Erzählungen und Klagen hinein. „Wir kommen dann schneller ins Haus. Ludovika wird sich freuen, dich endlich einmal zu sehen.“

Fee verstummte. Der Gedanke an ein Wiedersehen mit Ludovika machte sie gleich wider Kopfchen. Am liebsten wäre sie nun umgekehrt, sei es auch unverrichteter Sache. Aber Eugen hielt ihren Arm fest und zog sie im Lauffschritt mit sich fort, fast als wenn sie seine Gefangene wäre und er sie so schnell als möglich in Sicherheit bringen wollte.

Die dichten Laubhänge in dem alten, etwas verwilderten Park prangten alle im lichtesten Frühlingsgrün und die ganze Luft war gefüllt mit Weichenduft. Es zwitscherte und sang von allen Zweigen, buschte und raschelte überall im Rasen, eine Hülle von jungem Leben, von ausbrechender Lust und Freude lag über der Erde, bezaubernd für den, der es mit frohem, sorglosem Sinn genießen konnte. Und sie hasteten da durch wie zwei von Furien gejaagte Verbrecher, wort- und atemlos.

„Warum eigentlich?“ dachte Fee ärgerlich. Gerade in dieser weltverlorenen Einsamkeit könnten sie sich ganz ungestört und ruhig einmal gründlich aussprechen.

Eben wollte sie diesem Gedanken die Tat folgen lassen, den Schritt verlangsamen und den Mund zur Rede öffnen, da klangen in ihrer nächsten Nähe halblaut Stimmen, leises, wie in Jubel und heiserer Seligkeit zitterndes Lachen und Seufzen. Daht neben ihnen, aus dem buschigen Glederrandell, klang es heraus. — Ludovikas Stimme, unerkennbar, in weichen, zärtlichen Tönen und dazwischen der tiefe Ton eines männlichen Lachens.

Fee fühlte, wie Eiseskälte durch ihre Glieder kroch, sie wollte stillstehen, sie wollte Eugen zurückhalten. Etwas Entsetzliches schoß durch ihren Kopf, preßte ihr die Knie zusammen, stach in ihr Herz. Nur nichts sehen, nur nichts hören! Auch Eugen sollte es nicht!

Aber der stürzte vorwärts, mit verzerrten Zügen, mit vorquellenden Augen und geballten Händen und sein Arm hielt den ihren immer noch fest, eisern fest, wie in Klammern. Sie mußte mit und wußte doch, daß der nächste Augenblick etwas Furchtbares bringen würde, etwas, das ihr Verstand noch nicht fassen konnte, was ihr Herz aber unfehlbar fühlte und was sie traf wie ein Blitzstrahl, blendend und grauenvoll.

Eugen schlug die Büsche auseinander. Jetzt ließ er Fee los. Sie taumelte zurück und stürzte doch in der nächsten Sekunde wieder vorwärts, um ihn zu halten, damit er nicht zusammenbrach. Dabei flimmerte es ihr vor den Augen und sie meinte, nichts sehen zu können und sah doch alles, sah qualvoll deutlich, wie ihr Märchenheld, ihr Ideal, das Weib ihres Bruders in seinen Armen und auf seinen Knien hielt und ihre Lippen in heißer Besinnungslosigkeit an den seinen hingen.

Nun waren sie auseinandergefahren, nun sprangen sie beide auf und starrten bleich und entgeistert auf die in dem grünen Eingang Stehenden.

Es war ein schrecklicher Augenblick und plötzlich schoß es Fee siedendheiß in den Kopf. Unbezähmbarer Zorn und grenzenlose Verachtung packten sie mit leidenschaftlicher Gewalt. Von dem reglos und wie entseelt dastehenden Bruder fort stürzte sie vorwärts, im selben Augenblick, als auch der Graf, aus seiner Erstarrung erwacht, unwillkürlich vortrat, so daß sie beide sich fast dicht gegenüber standen, das leichenbasse Mädchen, der fahl und verstört aussehende Mann. Fees Augen funkelten, ihre Hand zuckte, — sie hob die Peitsche, um ihn ins Gesicht zu schlagen, in das Schurkengesicht!

Er trat hastig zurück, ein spöttisches Lächeln trat schattenhaft auf seine Lippen. „Nicht schlagen, rotmähnige Walfüre!“ sagte er mit heiserer Stimme, aber doch schon wieder mit halb zurückgewonnener Fassung. Ein Aufschrei aus Rudobikas Mund. Sie war vorgestürzt, sie warf sich an seine Brust, mit ihrem Leib ihn deckend und dabei wandte sie das blasser Gesicht nach Fee mit tigerhafter Wildheit im Blick.

„Rühre ihn nicht an! Ich liebe ihn und er liebt mich, niemals dich! Er gehört mir! Geh, du blaßblütiges, hochmütiges Geschöpf! Geh, ich hasse dich und euch alle!“

Fee strich mechanisch über ihr Gesicht, als wolle sie den Blick dieser flackernden haßerfüllten Augen von sich abwischen. Sie hörte kaum, was die schrille Stimme ihr zuschrie. Wie entsetzlich das alles war, wie ekelhaft und beschmutzend und wie es in ihr Glauben, Stolz und Achtung zerbrach und tötete! Sie wollte fort, nur fort; das ging sie alles nichts an, es besetzte und quälte sie nur! Sie dachte auch nicht mehr an Eugen. Es war alles aus ihrem Kopf ausgewischt, nur ein jammervolles Gefühl der Leere, des Efels und tödlicher Müdigkeit geblieben. Ihr Herz in den Schmutz geworfen! — Es schüttelte sie! — Das Kleid hochraffend, wandte sie sich wortlos und schritt mit blutleeren Lippen und blinden Augen an Eugen vorüber, durch den Garten hin nach dem Hof. Ganz mechanisch, ganz besinnungslos, gerade auf ihr Pferd zu, das der Knecht dort auf und ab führte. Wortlos nahm sie dem Verblüfften die Zügel aus der Hand, schwang sich in den Sattel und jagte aus dem Hoftor, ins Freie, — nach Hause!

Und hinter ihr, an dem Laubeneingang, lehnte noch immer Eugen, reglos und stumm, mit blöden, toten Augen auf den Zusammenbruch seines ganzen Lebens starrend.

(Fortsetzung folgt.)



Es gibt Zeiten, hart zu sagen, in denen auch strikte Gerechtigkeit zu einem Fehler werden kann. Der Deutsche war zu allen Zeiten nur allzu geneigt, in diesen Fehler zu verfallen. „Sei nicht allzu gerecht, mein Volk,“ — dürfte schon Klopstock mahnen.

Lh. Fontane.

Reisebrief aus Tirol

Telfs am Inn.

Einer der ältesten und hübschesten Orte des Tiroler Oberlandes ist der malerisch am Ufer des Inn gelegene Marktflecken Telfs, welcher Anmut des Geländes mit Ernst und Hoheit des Hochgebirges vereint. In schauerlicher Wildheit bauen sich im Norden, unmittelbar aus wald dunklen Höhen, graue Felsmauern, zerklüftete Kalkschroffen auf, welche breite Ströme von Felsstümmern zu Tal senden, während gegen Süden die von grünen Matten umkleiteten Spitzen der Ötztaler Gruppe heraberschälen. Nach Ost und West dagegen schneift der Blick frei das Juntal entlang in weite, duftige Fernen. Klare Gebirgsbäche, die in schimmernden Rasloden durch tiefeingeschnittene Felsenspalte dem Inn zuströmen, beleben die öde Procht der Steintiefen, zu deren Füßen sich das Örtchen ausbreitet, das Lukavig Steub seines milden Klimas wegen das Nordtiroler Meran genannt hat. Stolz ragen die mächtigen Türme der alten Kirche über das Gewirr der verschlungenen Gäßchen empor; rauchgeschwärmte Häuser, mit Eöllern und Laubengängen verziert, heimelige Winkel und Ecken dazwischen, geben dem Dorf ein eigenartig alttümliches Gepräge. Schöne Fresken, die zumeist volkstümliche heilige darstellen, zeugen von dem Kunstsinne der Bewohner. Ist doch Telfs von altersher der Sitz so mancher Tiroler Künstler und Dichter gewesen, deren Ruhm weit über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinausgedrungen ist. Gleich an der Innbrücke steht das Geburtshaus eines der bedeutendsten Kirchenmaler des südtiroler Deutschlands, des alten Meisters Joseph Schöpf, dessen genialer Pinselführung farbenprächtige Altarbilder und Freskogemälde in Telfs selbst und an vielen Orten der Umgebung ihren Ursprung verdanken. Auch unter den vaterländischen Dichtern hat sich mancher gebürtige Telfser einen ehrenvollen Platz errungen, wie der gelehrte Arzt Alois Weichenbach, mit dessen Schaffen die neuere deutsch-tirolische Kunstprosa beginnt.

Gegenwärtig beherbergt Telfs den Dichter und Schriftsteller Karl Schörferr, der es so trefflich versteht, den Charakter des Tiroler Volkes dichterisch zu gestalten. So manche Anregung zu den besten seiner Werke dürfte er aus dem leutseligen Verkehr mit den biedereren Telfsern gewonnen haben. Mit Stolz zeigen diese auch den Fremden die kraftvoll-männliche Erscheinung ihres berühmten Landmanns, wenn er in der heimischen Tracht durch die Straßen des Ortes schreitet. Zur Zeit, als noch der allgemeine Touristenverkehr über den Fernpaß gepflegt wurde, war Telfs eine beliebte Durchgangsstation. Aber selbst in diesem Kriegssommer finden sich gar selten und vornehme Gäste ein. Müßen doch alle jene, die durch das schöne Tiroler Land in die Schweiz reisen wollen, dort einen allertüchtigsten in freiwilligen, längeren Aufenthalt nehmen. So kommt es nun, daß sich unter den stämmigen Gestalten der Tiroler zahlreiche fremdländische Typen zeigen; von Zeit zu Zeit taucht sogar ein Fez in den Dorfstraßen auf. Feische Wiener Damen, die bei aller Anmut ihrer Erscheinung die im Felde weilenden Gatten und Väter geschäftstüchtig vertreten, glutäugige Bulgaren, der förmliche Hanseate, der fröhliche Rheinländer, sie alle finden sich, von dem gleichen Schicksal in die Einsamkeit des Gebirges verschlagen, trotz der Verschiedenheit ihrer Nationalitäten in ungezwungenem Verkehr freundschaftlich zusammen. Elegante Damen und Herren, gewohnt an den Luxus und Komfort moderner Hotels, die an vielen Orten bis zum Rande der Glotzcher das rauschende Leben der Großstadt verpflanzen, müssen sich nun in dem kleinen Bauernbüschchen der größten Einfachheit bescheiden. Wohl finden sie in dem gastlichen Posthaus, das durch altväterliche Davart und Hausrat einen heimeligen Aufenthalt bietet, freundliche Aufnahme und Aufmerksamkeit. Wenn sie sich zu dem für Kriegzeiten recht üppigen Mahl setzen, bei welchem der an der Wand in verschnörkelten Puchstoben gewolte Spruch

„Genießen und sich freuen,

Ist der Natur Gebot,

Man lebt ja nur so kurze Zeit.

Und ist so lange tot!“

eine heitere Stimmung auslöst, hat die dralle Genji alle Hände voll zu tun, um den Wünschen der anspruchsvollen Gäste zu genügen. Ärgerlich seufzt sie mitunter. „I hent nit

so deatweil, wie dō Stadler moanen, den ganz'n Log mod'n's mer dō Schun'n laufen!"

Außer den Möglichkeiten bieten die Spaziergänge in die nähere Umgebung einige Zerstreuung. Ganz eigenartig wirkt die Natur in ihrer Ursprünglichkeit auf die an gepflegte Promenaden gewöhnte Menschen, wenn sie auf stillen Wegen durch die Rastfelder wandern, wo das Rauschen des Inn die Musik der Naturpelle ersetzen muß.

Eine Abwechslung in das einförmige Leben des Dorfes brachte der 18. August, die Geburtstagsfeier des greisen Monarchen. Schon früh am Morgen versammelte sich die ganze Gemeinde am Ploke vor der Kirche. Voll Interesse mischten sich die Fremden unter die Volksmenge. Duftige, immerliche Toiletten. Jede Hüthen mit wirpenden Federn boten einen wirklichen Gegensatz zu der malerischen Ländlichkeit. Gar stattlich war manche Bauersfrau anzusehen in ihrem Festtagsgewand, der luntseidenen Schürze und dem „Ebenen“, innen gefestigten Hut mit den breiten Bindebändern, deren Enden lustig im Winde flatterten. Vor den abgelegenen Gehöften waren die Leute gekommen, um bei der feierlichen Messe ihres geliebten Kaisers und aller Väter zu gedenken, welche fern der Heimat an den Grenzen des Reichs treue Wacht hielten gegen den Erbfeind der Tiroler, die „Walschen“.

Als die Kaiserhymne am Schluß des Gottesdienstes die Peter ernst und tief an die schwere Zeit mahnte, da fielen die großen Gloden in ihrer unergleichen Tonfülle mächtig und doch wieder wehmütig ein in die alte, schlichte Melodie.

An diesem Festtag ließen sie zum letztenmal ihre ehernen Stimmen erschallen. Manches Auge wurde feucht, als sie ihren Gruß in ihr Heimatland Tirol hinausjagten... (Jens. M.)
Helene Emies (Wiesbaden).

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der Aufstand der Schulkinder in Dublin. Wie wenig den offiziellen englischen Versicherungen des Inhalts, daß die Ruhe in Dublin völlig wiederhergestellt sei, zu glauben ist, geht aus einem in der Geschichte politischer Demonstrationen fast ohne Beispiel dastehenden Ereignis hervor, das sich in diesen Tagen in der irischen Hauptstadt abspielte. Wie Sonderberichterstatter der Londoner Blätter melden, kam es nämlich zu einer Revolte der Schulkinder, die sich offen auf die Seite der verfolgten Sinn-Feiner schlugen. Da man schon seit einigen Wochen eine Art politischen Fiebers unter der Schuljugend bemerkt hatte, gab die Kommission für das Erziehungswesen bekannt, daß die Kinder in den staatlichen Schulen nicht mehr Sinn-Fein-Abzeichen während des Unterrichtes tragen dürfen. Man bereitete in aller Stille einen Erlaß hierüber vor, doch der Wortlaut des Dokumentes geriet in einige Dubliner Blätter und rief die eingangs erwähnte Demonstration der englandfeindlich gesinnten Schuljugend hervor. Die Eltern sandten den Blättern empörte Zuschriften, und eine Schar von Schulknaben sammelte sich, um dem Protest lauten Ausdruck zu geben. Sämtliche Kinder trugen Kokarden und Schleifen in den Farben der Sinn-Feiner, außerdem an irdischen Bändern befestigt die Bilder der hingerichteten Führer des Aufstandes. So wurde in einer der größten Schulen Dublins ein Unterrichtsstreik organisiert, und die Schüler veranstalteten einen Zug durch die Straßen, während die Lehrer vergeblich in den Schulzimmern warteten. Endlich, nachdem alle Revolutionslieder abgesungen worden waren und die Lehrer sich zur Schließung der Schule entschlossen hatten, wanderten die jungen Demonstranten zu einer anderen Schule, drangen in das Gebäude ein und verlangten, daß alle Kinder, die keine Sinn-Fein-Abzeichen trugen, aus den Klassenzimmern gewiesen würden. Fenster wurden eingeschlagen, und schließlich mußte ein großes Polizeiaufgebot geholt werden. Vor den Polizisten wichen die Kinder zurück, um dann noch Ladenfenster, sowie die Fenster einer Kirche und zahlreicher Privathäuser mit Steinen einzuschlagen. Endlich wurden alle Schulen in Dublin geschlossen, und man nimmt an, daß das Unterrichtskomitee auf seine Forderungen verzichtet wird. Jedenfalls vermag die englische Regierung hieraus zu ersehen, welche Saat sie durch ihr brutales Vorgehen in Irland ausgestreut hat.

Der „denkende“ Hund von Mannheim. Das seinerzeit in der breitesten Öffentlichkeit vielbesprochene Problem des denkenden Hundes von Mannheim, das zu mannigfachen Erörterungen in unwissenschaftlichen und auch wissenschaftlichen Kreisen Veranlassung gab, erfährt nunmehr durch Dr. Wilhelm Neumann in der Münchener Medizinischen Wochenschrift eine Erklärung, die alle durch den so rätselhaften Fall aufgeworfenen Fragen zu beantworten scheint. Mehrmals war in verschiedenen Teilen der Welt die Kunde von sogenannten denkenden Tieren laut geworden, und jedesmal wurde die Wahrheit solcher Behauptungen sogar von einer Anzahl von Tierpsychologen bestätigt, bis dann ein Zufall die wahre Erklärung brachte, die stets in einem mehr oder weniger geschickten Dressurtrick bestand. So sei z. B. an den „Klugen Hans“ erinnert, jenes Pferd, das angeblich durch Hufschläge nach einem bestimmten Klopfsystem seine eigenen Gedanken zum Ausdruck zu bringen vermochte. Es dauerte Jahre, bis man herausgefunden hatte, daß jenes Phänomen nichts weiter als ein äußerst gelungenes Dressurkunststück war. Am meisten Aufsehen aber erregte der denkende Hund Rolf in Mannheim, der von seiner Besitzerin — der Familie Moedel — als das erste einwandfreie Beispiel eines tatsächlich denkenden Tieres hingestellt wurde. Die Verständigung erfolgte mit Hilfe eines Klopfsalphabetes nach Art des bei der Telegraphie angewandten Morsealphabetes. Die Arbeit ging so vor sich, daß eines der Mitglieder der Familie Moedel dem Hund einen Pappdeckel frei hinhielt, auf den das Tier seine Buchstaben klopfte. z. B. vier Klopfschläge für A, 11 für G, 9 für D usw. Die einzelnen Buchstaben wurden sorgfältig protokolliert, jedoch wandte man niemals ein rein mechanisches und daher allein objektives Registrierungsverfahren für die Klopfschläge an, sondern die Versuchsleiterin hielt den Pappdeckel stets so in der Hand, daß willkürliche oder unwillkürliche Zeichengebung seitens der den Versuch leitenden Person nicht mit vollkommener Sicherheit festgestellt werden konnten. Trotzdem wurde immer wieder betont, daß es sich bei den Denkleistungen des Hundes Rolf nicht um Dressur, sondern um eigene selbständige Denkarbeit handle. Mit Hilfe dieser Klopfschreien konnte der Hund rechnen, lesen, Briefe schreiben, ja sogar Gedichte verfassen, und er beantwortete Fragen über Religion, Politik, Philosophie usw. Dabei war zu bemerken, daß die geistigen Leistungen des Hundes manchmal auf der Stufe eines Kindes stehen, manchmal jedoch den alltäglichen Gedankengang mittelmäßig begabter Erwachsener übertreffen. Begreiflicherweise erregte die Kunde von dem Denkvermögen des Hundes Rolf viel Mißtranen, schließlich aber erklärten eine Anzahl bedeutender Psychologen nach persönlich angestellten Versuchen, hier tatsächlich vor dem Rätsel eines denkenden Tieres zu stehen. So wurden z. B. dem Hunde durch die betreffenden Forscher Bilder gezeigt, die er tatsächlich in zahlreichen Fällen richtig benannte. Erst Dr. Neumann ist es nach langen und sorgsam angestellten Versuchen gelungen, zu einem Ergebnis zu kommen, das die „Tatsachen von Mannheim“ auf neue Weise beleuchtet. Der Forscher stellte nämlich fest, daß der Hund, wenn er unter strenger Beaufsichtigung derjenigen Personen, die anwesend waren, die Versuchsgegenstände vorgehalten bekam und die betreffenden Gegenstände dann anderen Personen zu nennen hatte, die während des Versuches räumlich getrennt gewesen waren, stets versagte. Wurde jedoch die Isolierung und Beaufsichtigung dieser beiden Personengruppen aufgehoben, so vermochte das Tier die Versuchsobjekte sofort richtig zu benennen. Hieraus schloß Dr. Neumann, daß Rolf in seinen Klopfschreien durch die den Pappdeckel haltende Person geleitet wurde. Um den Nachweis für diesen Verdacht zu erbringen, ging der Forscher auf folgende Weise vor: er brachte den Privatdozenten für Neurologie Dr. Lotmar mit nach Mannheim und führte ihn in der Familie Moedel ein, um ihn an den Experimenten teilnehmen zu lassen. Hierbei wurde jedoch Dr. Lotmar unter dem Namen Ferdinand vorgestellt, so daß die Familie von seinem richtigen Namen nichts wußte. In Abwesenheit der Familienmitglieder prägte Dr. Neumann dem Hund den Namen Ferdinand durch mehrfaches schärftes Vorsprechen ein, doch als die Sitzung begonnen hatte, vermochte Rolf den Namen des fremden Besuchers nicht durch Klopfschreien anzugeben. Während Rolf in eine Ecke des Zimmers sprang, klappte nur Dr. Neumann der Versuchsleiterin zu, daß der Besucher Ferdinand Lotmar heiße, und daß dieser Name für den Hund wohl zu schwer sei. Die Versuchsleiterin erwiderte, dies sei durchaus nicht zu schwierig, und als Rolf zurückgerufen und abermals nach dem Namen befragt wurde, antwortete er ohne Zögern sofort: „Lotmar“. Er buchstabierte also einen Namen, den er nie gehört hatte, der jedoch soeben der Versuchsleiterin mitgeteilt worden war. Die weiteren Versuche aber klärten das Rätsel von Mannheim erst völlig auf. Dr. Neumann ist nämlich davon überzeugt, daß es sich nicht um einen bewußten Schwindel handelte, sondern daß die Familienmitglieder durch Autosuggestion den Pappdeckel so bewegten, daß die von ihnen erwarteten Klopfschreien erfolgen mußten. Demnach handelt es sich bei dem Hund nicht um eigene Denkleistungen, sondern nur um Denkleistungen seiner Umgebung, und auch der Hund Rolf konnte nicht den Nachweis für ein derartig entwickeltes Seelenleben eines Tieres erbringen.

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgebichte, Novellen usw.

„Als Zwischendecksteward nach Südamerika.“ Von Heinrich Neuenhagen. (Vorwärts-Bibliothek, Berlin.) Ein unterhaltendes Buch, das von einem verwöhnten, gebildeten „Diden“ handelt, der infolge einer Wette die Überfahrt nach Südamerika als Zwischendecksteward mitmacht, und dessen Freuden und Leiden bei der ungewohnten, schweren Arbeit anschaulich geschildert werden. Allerdings würde der gute „Dide“ ein weitaus tieferes menschliches Interesse erwecken, wenn nicht die Ausarbeitung des Ganzen gar so flüchtig und stizighaft wäre. Manches ist nur angedeutet und dann nicht ausgeführt, als fehlten hier und dort Ergänzungen in der Handlung. So wird der Entstehung der Wette kaum Erwähnung getan; über diesen Hergang etwas besser aufgeklärt zu werden, darf aber der Leser fast verlangen, wenn er das richtige Verständnis für den „Diden“ aufbringen soll. Man erwartet auch mehr Charakteristik von zwei seiner Schiffs-genossen, die ganz echte Typen zu sein scheinen, man erwartet fernerhin, daß das Hamburger Schiff „Dahio“, das allem Anschein nach mit Ausbruch des Krieges wieder in den Heimathafen einläuft, ein wenig gefeiert oder daß wenigstens die Stimmung an Bord geschildert wird, die sich naturgemäß aller Kämpflichkeit haben muß, als die Kriegserklärung, die nur ganz schwach angedeutet ist, bekannt wurde. Und so legt man denn das Buch, von dem man mehr erwartet durch seine Anlage, als es verspricht, etwas enttäuscht aus der Hand, doppelt enttäuscht, wenn man weiß, daß sich hinter dem neuen Pseudonym Heinrich Neuenhagen, eine wohl-bekannte Schriftstellerin verbirgt, Hedwig Hard-Weimar, deren lebensvoll geschriebenen Bücher: „Die im Schatten gehen“, „Tagebuch einer anständigen Frau“, tiefes Interesse und starkes Aufsehen bei ihrem Erscheinen erregten, dafür spricht schon die hohe Zahl der Auflagen, die beide Bücher im Laufe der Jahre erfuhren. Trotzdem wird auch dieses Buch sicherlich viel und mit Vergnügen gelesen werden, ganz besonders hier, denn der „Dide“ ist ein Herr, der früher hier wohnte und in unserer Stadt recht bekannt war.

B. v. N.

„R. Chalkowsky: Der Russenspiegel.“ (E. Moles, Verlag, Berlin, W. 1916.) Der Herausgeber hat eine Anzahl Aussprüche bekannter Russen über ihr Volk zusammengestellt mit der ausgesprochenen Absicht, die Kulturwidrigkeit Rußlands zu zeigen. Der Eindruck dieser verbißlichen und interessanten Arbeit ist jedoch der entgegengesetzte, denn aus dieser Sammlung geistreicher Selbstkritik strahlt viel eher die Überkultur der führenden Geister Rußlands. Es ist kein schlechtes Zeichen für die Entwicklungsfähigkeit eines Volkes, unter den eigenen Volksgeistes scharfe Kritiker zu finden. Es scheint uns ein Beweis von Stärke zu sein, die Kultur unserer Feinde, die wir zuvor erkannt und an der wir trotz allem geleitet haben, auch im Kriege nicht ungebührlich zu verkleinern, zumal der Herausgeber, wenn er von Kulturwidrigkeiten spricht, regelmäßig Mängel der Zivilisation im Auge hat.

Dr. A. M.

„Menschen im Kampf“ von Curt Mored. (Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann.) Wie der Krieg den inneren Menschen beeinflusst, die Eindrücke des Weltkriegen auf die Seele des einzelnen will Mored zeigen. In realistischer Weise, die kühne, aber meist passende Vergleiche nicht scheut, schildert er in seinen neun Novellen Episoden aus den polnischen Kämpfen, aus den galizischen Schlachttagen. Im „Sterbenden Wald“ verdient die überaus plastische Darstellung der Russenflucht besondere Beachtung. Eine Vermeidung häßlicher Bilder, besonders auffällig in „Die Männer im Eis“ und im „Waffenlosen Kampf“ würde den Wert des guten Buches noch erhöhen.

H. G.

„Das Erlebnis unserer jungen Kriegerfreiwilligen.“ Herausgegeben von Dr. W. Warstadt. (H. A. Berthels, H.-G., Gotha 1916.) Ein Buch kunstloser Drie und Schilderungen aus den Reihen unserer Kriegerfreiwilligen. Manche der Schreiber deckt schon der Nasen. Ihre Bekanntschaft und Hoffnungen sprechen zu uns laut von der Tapferkeit derer, unter deren Händen sie draußen vor dem Feind entstand. Die Musik der Schlacht, vielschönig, klingt daraus hervor und wenn wir die Augen schließen, glauben wir unsere jungen Regimenter zu sehen, die in Fländern unter dem Gesang von „Deutschland, Deutschland über alles“ gegen den Feind angestürmt sind.

Dr. A. M.

Romane, Novellen.

„Die Fürstin“ Roman von Bruno Frank. (Verlag von Albert Langen in München.) Der Wert dieses Buches besteht in seinen ausgezeichneten Stimmungsbildern, nicht in dem sonderbar anmutenden Inhalt. Der Held, der Sohn eines Gutsherrn, wird im Alter von 15 Jahren von einer

Kellnerin „genommen“ und seitdem ist es sein Schicksal, von allen Frauen, mit denen er in Verührung kommt, geliebt, begehrt und genommen zu werden. Widerstandslos, ziellos, aber voller Selbstbormwürfe und geknirscht von eigener Muthlosigkeit, läßt er sich von einer Schauspielerin aus dem Dieners-tande in das Lurusleben eines Nichtstuers emporheben. Durch ein zufälliges Wort eines Schauspielers beeinflusst, verläßt er sie plötzlich und reist nach Nizza, um einen russischen Gouverneur zu ermorden. Vor der Tat erfährt ihn jedoch die knechtliche Angst vor dem Aristokraten und er plant einen Selbstmord. Eine zufällige Begegnung bringt ihn davon ab. Er kann den ihm innewohnenden Drang zu dienen erfüllen, „den Drang, mit Freuden, ungeteilt, unerkannt, verschmäht zu dienen“, und er wird — ein Aquariumsdiener. Bruno Franks Stärke liegt auf dem lyrischen Gebiet.

M. Ch.

„Von Hermann Böns, dem feinsinnigen Dichter, dessen Selbstos tief zu beklagen ist, sind zwei neue Büchlein erschienen. Eine Feldausgabe, „Mummelmann“ benannt, enthaltend 20 der schönsten seiner bekannten Tiernovellen, die kein anderer so gut zu schreiben versteht, wie gerade Böns, im Verlag von Adolf Sponholtz, Hannover, und „Das Tal der Lieder“, landschaftliche Stimmungsbilder, die man als Prosagebichte ansprechen kann, im Verlag von Friedrich Versbach, Hannover. Auch dies Büchlein eignet sich gut zum Verlesen ins Feld, wenn auch seine Ausstattung bedeutend eleganter und gediegener ist als die des schlichten „Mummelmann.“

b.

„Mara Naxfa: „Blaua Adria.“ (Verlag von Egon Kleischel, Berlin.) In der blauen Adria blüht in diesem Roman die blasse Blume der Romantik in der üppigsten Art, in einer Art, die eigentlich schon längst als überwunden angesehen wird. Heutzutage bemüht sich jeder, das Leben darzustellen, das oft seltsam und bunt genug ist. Mara Naxfa aber setzt sich kühn über das alles hinweg und fabuliert lustig darauf los, allerdings mit unüberkennbarem Geschick. Ihr Roman ist spannend, trotz aller Unwahrscheinlichkeit, manchmal sogar sehr reizvoll. Von wirklichem Wert sind aber nur ihre Natur Schilderungen; sein beobachtet, poetisch wieder-gegeben in wirksamer, ungefüllter Sprache.

B. v. N.

„Zeitbücher“, so nennt sich eine Sammlung kleiner Bändchen zeitgenössischer Schriftsteller, die der erst in letzter Zeit herorgetretene Verlag von Reuß u. Jtta, Königsberg, in zwangloser Folge erscheinen läßt. Was die einzelnen Bändchen sogleich anziehend macht, ist die wahrhaft geschmackvolle und, wie sich nach der Lektüre ergibt, dem Inhalt aufs glücklichste angepaßte Ausstattung, an der erste Künstler, ich nenne nur L. Dohlwein, Paul Martin usw., mitarbeiten. Einige köstliche Stunden werden jedem Liebhaber gemüthvoller, tiefempfundener Kunst die „Lieder“ des zur Zeit wohl an erster Stelle stehenden Österreichers Franz X. Ginzler und das allbe-kannte neuerstandne „Winteridyll“ von Karl Stieler, dem einige Gedichte desselben Poeten angefügt sind, bereiten. Derber, männlicher ist die Art Hans Waksitz „Von deutsch-böhmischer Erde“, dem Freund sozialer Betrachtungen werden die „Wanderungen Anton Fend-rihs“ manche Anregung bieten. Hermann Hesse steuert ein Bändchen seiner schwermüth-tiefen Erzählungen „Am Weg“ bei, während Ludwig Fink mit Skizzen und Novellen vom Bodensee, „Seefonia“ und „Gras-pfeifer“, vertreten ist. Von den bisher etwa 50 Nummern der vielseitigen und äußerst preiswerten Sammlung, die auch im Felde viele Freunde finden dürfte, sei zum Schluß noch das Bändchen „Ausfahrt“ erwähnt, in dem die Jüngsten (H. Schiele, Franz Werfel usw.) mit markanten Beiträgen ihrer Kunst zu uns sprechen.

H. G.

Zeitschriftenchau.

„Die „Elegante Welt“ bringt wieder eine Fülle von Anregungen. Ganz besonders hübsch sind die feinen und flotten Zeichnungen, die geradezu künstlerisch wertvoll sind. Sehr zeitgemäß wird die neue Nummer mit einem illustrierten Artikel „Verdienstorden für Frauen“ eingeleitet. „Aus deutschen Städten“ betitelt sich eine mit zahlreichen Bildern versehene Modenblauderei. Herren und Damen gleichmäßig wird eine Blauderei „Die Zigaretten-dose“ und ein ebenfalls sehr reizvoll illustrierter Artikel „Laute und Gitarre“ in-teressieren, der sich mit dem jetzt auch in der Gesellschaft so beliebten Lautenspiel beschäftigt.

„Die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ (herausgegeben in Rostingen) ist wieder sehr reichhaltig. Sie bringt u. a. eine Gegenüberstellung „Der Krieg in der Phantasie und in der Wirklichkeit“ in verschiedenen Bildern, die eine deutliche Sprache reden. Ferner bietet die neue Nummer ein Tableau der englischen Kriegsklotte, wie sie heute bestehen soll, und eine Fülle anderer Bilder zu den wichtigsten Tages-ereignissen kriegerischer und friedlicher Art. Auch der Humor kommt zu seinem Rechte.